

Mariët Meester

Landschaft mit Tieren

Die Probleme zwischen Alexandra und mir begannen, als wir zu viert am Küchentisch saßen und uns an Warschau erinnerten. Victor und Daina hatten seinerzeit an dem Ausflug zu Chopins Geburtshaus nicht teilgenommen, sondern waren im Hotel geblieben und hatten beide den Nachmittag in ihrem eigenen Zimmer verbracht, erschöpft von den gut sechstausend Kilometern, die wir bis dahin zurückgelegt hatten. Alexandra und ich gaben uns deshalb alle Mühe, den beiden so poetisch wie möglich zu schildern, wie der Park aussah, in dem Chopins Haus stand, und wie die Musik klang, die eine Pianisten extra für uns, Schriftsteller aus ganz Europa, spielte. Während wir auf hölzernen Bänken draußen saßen, die Sonne auf unseren Rücken, umspült von einem kosenden Windhauch, kullerten die Töne des Flügels aus dem offenen Fenster von Chopins Wohnung zu uns herüber. So jedenfalls formulierte Alexandra es; ich selbst hätte lieber nicht solche Klischees benutzt. Alle hatten wir unsere Augen geschlossen, und als wir zum Eingang des Parks, wo unser Bus stand, zurückgingen, kam uns die Welt immer noch wie ein Paradies vor. „Bis ich in der Nähe des Eingangstors eine Katze unter den Sträuchern entdeckte“, sagte ich zu Victor und Daina, die sich mit den Ellbogen auf den Tisch stützten und hin und wieder an ihrem Rotweinglas nippten. „Ich kniete mich hin, um das Tier besser betrachten zu können. Sie war gescheckt und offensichtlich gerade dabei, mit den Zähnen eine Kohlmeise in Stücke zu reißen. Verdammte! dachte ich. Warum ausgerechnet jetzt! Ich wollte in diesem Moment überhaupt noch nicht mit Grausamkeit konfrontiert werden, ich wollte eine Weile nicht daran denken, dass alles was lebt, dies auf Kosten von etwas anderem tut. Als Mensch macht man es nicht anders; mit jeder Entscheidung, die man trifft, benachteiligt man eigentlich jemand anderen. Wir sind ständig in unsere eigenen kleine Kriege verwickelt.“

„Pah, so ein Quatsch“, sagte Alexandra scharf, als ärgere sie sich maßlos darüber, dass ich unseren Bericht von diesem ätherischen Nachmittag auf diese Weise beendet hatte. „Kleine Kriege! Was weißt du schon davon! Du mit deiner abgesicherten unbedeutenden Existenz in den Niederlanden. Wenn wir drei dergleichen jetzt sagen würden!“

„Du weißt ganz genau, dass ich einiges durchgemacht habe. Zehn Jahre lang habe ich in Wohnwagen gelebt, ohne fließend Wasser, im Schlamm, mit wenig Geld, von Schimmel und Fäulnis bedroht, gegen meinen eigenen Untergang kämpfend.“

„Dass ich nicht lache! Alles, was du erlebt hast, war nur ein Spiel, es war deine eigene Entscheidung, so zu leben. Wenn du gewollt hättest, dann hättest du auch ein bequemes Leben führen können. Mein Schicksal hingegen, als Rumänin des Jahrgangs 1954, wurde zum großen Teil durch die Geschichte geprägt, ebenso wie das Leben Dainas in Estland. Um von Victor gar nicht erst zu reden. Als Kosovoflüchtling in Österreich, Österreich wohlgermerkt ...“

„Also, ich finde ...“ Victor versuchte, Alexandras erbitterten Wordschwall zu unterbrechen. „Ich finde, dass ...“ Es fiel ihm wie immer schwer, zwar konnte er Englisch verstehen, doch er sprach es nur schlecht. Wenn er mit Alexandra allein war, unterhielten sie sich auf Französisch. Mit mir sprach er auch Französisch, doch wenn Daina dabei war, versuchten wir vier Englisch zu reden, wir wollten sie nicht ausschließen. Seit unserer babylonischen Zugreise sehnte ich mich nach einer einzigen europäischen Hauptsprache, am liebsten Englisch, doch ich hatte mich unterwegs nicht getraut, dies jemandem zu sagen, außer meinem niederländischen Kollegen, der darüber genauso dachte, wie sich herausstellte. Die meisten anderen im Zug waren erheblich chauvinistischer als wir. Schon ein paar Tage, nachdem Daina, Victor, Alexandra und ich in *Villa le Mont-Noir* angekommen waren, hatte ich bemerkt, dass ich als Niederländerin wirklich aufpassen musste, was ich sagte. Ich fragte Alexandra einfach nur, ob sie vielleicht lesbisch sei. Diese Frage stieß nicht gerade auf Begeisterung, um es vorsichtig auszudrücken. Jetzt, wo ich das aufschreibe, nachdem unser gemeinsamer Aufenthalt in *Le Mont-Noir* so abrupt und dramatisch beendet wurde, wird mir auf

einmal klar, dass die Probleme gar nicht anfangen, als ich die Katze und den Vogel erwähnte, sondern in dem Moment, als ich diese Frage stellte.

Alexandra war immer noch bei ihrem Vortrag. Niemand hörte ihr wirklich zu. „Hör auf, Alexandra ... hör doch endlich mal auf zu reden. Ich finde, Mariët hat in gewisser Hinsicht Recht. Überall, an jedem Ort und zu allen Zeiten gibt es Keime des Krieges. Erinnerst du dich noch an das, was José Saramago in seiner Rede zu Beginn unserer Reise in Lissabon sagte? Als Teilnehmer repräsentierten wir nicht nur dreiundvierzig Länder, wir selbst, als Menschen, bildeten mehr als einhundert Territorien. Er hoffte, dass wir auch in sechs Wochen immer noch in Frieden miteinander leben würden. Gar nicht so dumm, diese Bemerkung, der Revierbildungstrieb von Individuen unterscheidet sich im Prinzip kaum von der Landgier der Nationen.“

„Wein!!!“ sagte Alexandra rüde. „Schenk mir noch etwas Wein ein.“

Victor goss ihr Glas voll und legte außerdem noch ein kalt gewordenes Stück Kaninchenfleisch auf ihren Teller. Fast jeden Abend saßen wir hier in der Küche der Villa zusammen, aßen, tranken und redeten. Eine ältere Französin kochte für uns. Tagsüber arbeiteten wir in Ruhe an neuen Erzählungen und Gedichten, obwohl ich zugeben muss, dass ich meine Zeit auch ausgiebig dazu benutzte, zu Fuß oder mit dem Rad die Umgebung zu erkunden. Am Tag zuvor hatte ich mir noch einen plattgefahrenen Igel angesehen. Die Därme lagen neben seinem Körper, wie zwei verschiedenfarbige Schlangen. Sie waren durch den Anus herausgepresst worden.

Während der langen Zugreise durch Europa, vor fast einem Jahr, hatten wir dieses im äußersten Norden Frankreichs auf dem früheren Landgut der Familie von Marguerite Yourcenar gelegene Schriftstellerhaus besucht. Zusammen mit einem Dutzend anderer Begeisterter hatte ich verabredet, dass wir uns um ein Aufenthaltsstipendium dort bewerben wollten, und zufällig war ich zusammen mit einer querköpfigen Rumänin, einer schüchternen Estin und einem komplizierten Kosovaren, der seit kurzem in Österreich lebte, eingeladen worden. Die beiden letztgenannten hatten sofort ein Verhältnis miteinander begonnen, obwohl sie während der Zugreise mit einem anderen schliefen. Der Mensch hat ein unstillbares Verlangen nach Paarbildung, und das war

auch einer der Gründe, warum ich Alexandra halb im Ernst und halb zum Spaß gefragt hatte, ob sie vielleicht lesbisch sei. Wir beide waren schließlich die beiden einzigen Kandidaten, die übriggeblieben waren. Dabei hatte ich nicht daran gedacht, dass Rumänien eines der wenigen Länder in Europa ist, in dem man wegen eines homosexuellen Verhältnisses ins Gefängnis geworfen werden kann, und das mit Zustimmung der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung.

Daina, klein, die Haare blond gefärbt, noch keine Dreißig, hatte auffallend viel gelesen. Sie kannte den Originaltitel aller Bücher und sprach sie mit einem lustigen estnischen Akzent aus. „Erinnert ihr euch an das Zitat von Pico della Mirandola, das Marguerite Yourcenar ihrem Buch *L'oeuvre au noir* als Motto mit auf den Weg gegeben hat? Wie es genau lautet, müsste ich nachlesen, doch es läuft darauf hinaus, dass der Mensch die Freiheit hat, zwischen Gut und Böse, zwischen Weisheit und Dummheit zu wählen, während das Tier seiner Natur ausgeliefert ist. Man darf deshalb das Verhalten einer Katze, die mit einem Vogel spielt, nicht mit dem großen Wort Krieg in Verbindung bringen.“

„Ach, der Mensch ist nur ein klein wenig mehr als ein Tier“, sagte ich zynischer als ich es getan hätte, wenn Alexandra nicht dabei gewesen wäre. „Seine sogenannte Wahlfreiheit ist sehr eingeschränkt. Das zeigt sich vor allem in Extremsituationen, denn dann heißt es: Ich, ich, dann meine Familie, dann lange Zeit gar nichts und dann kommen vielleicht auch noch andere Menschen. Hast du Schopenhauer gelesen? Er schrieb: 'Treib die Natur mit einer Heugabel aus, sie kehret doch wieder.' Ich bin überzeugt, dass er mit 'Natur' auch die 'menschliche Natur' meinte.“

„Gott, Mariët“, sagte Alexandra und spuckte einen kleinen weißen Knochen aus. „Das war ja wieder eine abgedroschene Bemerkung.“

„Es bleibt mir nichts anderes übrig, als das Verhalten der Menschen im Krieg mit dem von fleischfressenden Tieren zu vergleichen“, antwortete ich spitz.

„Du redest dummes Zeug!“

„Ich rede überhaupt kein dummes Zeug. Ich versuche lediglich, das Recht des Stärkeren zu erkennen und zu akzeptieren. Die Verhältnisse zwischen Organismen. Der

Mensch ist geschaffen, um zu töten, das ist meine These. Folglich ist er für den Krieg geschaffen. Wenn der Mensch nicht auf Krieg eingestellt wäre, würde es ihm nicht einmal gelingen zu überleben.“

Victor, der Streit überhaupt nicht ertragen konnte, vielleicht infolge der Greuel, die er im Kosovo erlebt hatte, nahm meinen Teller und legte mit einer liebevollen Geste das letzte Stück Kaninchenbraten darauf. Im Nachhinein tut es mir leid, denn ich entkräftete dadurch meine Worte, doch plötzlich packte mich Ekel, und ich schob ihm mit gerümpfter Nase den Teller wieder hin. „Diese Leiche kannst du behalten“, sagte ich. „Mir wird auf einmal speiübel davon. Ich bevorzuge Kaninchen, die frei herumphüpfen, Kaninchen ermorden wenigstens keine anderen Lebewesen, sie werden nur selbst erschossen.“

Victor fühlte sich offensichtlich verletzt und zupfte an seinem Schnurbart, der eine etwas hellere Farbe hatte als der Schleier aus blauschwarzen Stoppeln auf seinen Wangen. Alexandra zog den Reißverschluss ihres unvermeidlichen Trainingsanzugs mit einem Ruck bis oben zu, und Daina schien ihr Hirn mit der Suche nach passenden Zitaten aus der Literatur zu zermartern. Keiner sagte etwas. Mir fiel ein, daß alle drei seit ihrer Geburt in Städten wohnten. Sie hatten keine Ahnung davon, dass das man in der Natur mit sehr viel härteren Dingen konfrontiert wird als in der Stadt. Die Natur bietet Nahrung und Rohstoffe, doch zugleich ist sie ein Pfuhl von Krankheit, Gewalt und Tod.

Daina hatte ein Zitat gefunden. „Auch Marguerite Yourcenar mochte Kaninchen sehr. Es ist schade, dass sie das Buch *Paysage avec des animaux*, das vom Verhältnis zwischen Mensch und Tier handeln sollte, nie hat schreiben können.“ Ich spürte, dass ich mich wieder etwas beruhigte. Die kleine Estin war auf Versöhnung aus und ergriff Partei für mich. „In *Les yeux ouverts*“, fuhr sie fort, "einer Sammlung mit Interviews, berichtet sie, dass sie hier auf diesem Landgut lernte, alle möglichen Tiere zu lieben, auch wilde Kaninchen. Und in *L'oeuvre au noir* beschreibt sie, wie Zeno einen ganzen Korb voller Kaninchen freilässt, die eigentlich gegessen werden sollten.“

„Oh ja“, rief ich“, das hat sie so wunderbar beschrieben! *L'oeuvre au noir* hat mich kaum berührt, es rief keine Bilder in mir wach, wohl aber diese Passage! Wie sie Kaninchen als scheue Kreaturen bezeichnet, die gleichwohl mit der Gefahr spielen, die unbewaffnet sind, wenn man von der Kraft ihrer Pfoten absieht!“

Victor sah mich forschend an und begann stotternd einen englischen Satz. Ich dachte und hoffte, er würde weiter über das Konzept Krieg reden, auf eine abstraktere Weise, als er es sonst tat, eher in der Art von José Saramago, ohne die Details seines Fußmarsches zur mazedonischen Grenze, von denen er uns schon so oft erzählt hatte. Doch es zeigte sich, dass er etwas anderes sagen wollte. „Mensch, Mariët, weißt du eigentlich, dass du genau wie ein Kaninchen aussiehst? Die Form deines Gesichts, die Wangenknochen, dein ingwerfarbenes Haar, deine Zähne. Ja, besonders deine Zähne.“

Ich war so verblüfft, dass ich nichts sagen konnte. Ich führte meine linke Hand zum Mund und hielt sie schützend davor. Mit der rechten griff ich zum Messer, um mich an irgend etwas festzuhalten. Wie konnte Victor, der Mensch, der mir hier in *Le Mont-Noir* am liebsten war, der soviel erlitten hatte, dass er eine gewisse Milde hätte entwickeln müssen, so etwas sagen? Jemanden dadurch verletzen, indem man ihn auf seine schwächste Stelle aufmerksam machte, wie unglaublich niederträchtig. Im übrigen waren die Zähne gar nicht so schlimm, sie ragten nur ein wenig zu weit nach vorn.

Ich versuchte, meine Tränen zurückzuhalten, doch das gelang mir nicht. „Schau dich lieber selbst an“, presste ich hervor, während ich mit der Serviette meine Augen trocknete. „Was glaubst du, was man über deine Zähne so alles sagen könnte, oder über viele andere deiner Körperteile. Aber das mach ich nicht, ich bin nicht so.“

*

Während der nächsten Tage versuchten wir alle, das Thema „Kaninchen“ zu vermeiden. Das war nicht leicht, denn sobald wir in unseren Zimmern saßen und arbeiteten, sahen wir auf den großen, glühenden Rasen um die Villa herum immer ein paar hintereinander

her hüpfen, und wussten, dass die anderen es auch sahen. „Unausrottbar einzig dank ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit.“

Ich fuhr noch häufiger Rad als zu Anfang. Auch in Amsterdam ging ich jeden Tag mindestens eine Stunde nach draußen, weil es mir sonst nicht gelang, die beim Schreiben einsetzende Müdigkeit zu überwinden. Ich musste täglich eine Weile frische Luft schnappen, das Pflanzengrün sehen, schwimmende, rennende oder fliegende Tiere beobachten können. Angeleinte Hunde reichten schon. Gleichzeitig empfand ich eine tiefe Furcht vor der Natur, die ich während meiner Zeit im Wohnwagen entwickelt hatte. Die Wachstumskraft der Natur ist bestimmt die größte Kraft die es gibt. Weil mein Wagen oft lange Zeit an einem Ort stehen blieb, hatte ich immer wieder versucht, Gemüse zu züchten. Das bedeutete, dass ich verpflichtet war, mich gegen Unkraut und Schädlinge zu wehren, die sich in einem sehr viel schnelleren Tempo entwickelten als die Pflanzen, die ich angebaut hatte. Mit der größtmöglichen Anstrengung erfüllte ich diese Aufgabe, die nichts anderes beinhaltete, als das eine auf Kosten des anderen zu bevorzugen. Am Ende war ich selbst dann der allergrößte Parasit dessen, was ich bevorzugt hatte, denn ich aß es auf. Ich hatte etwas bevorzugt, um es töten zu können, damit ich selbst überlebte.

Weit vornüber gebeugt strampelte ich den Hügel hinauf, während ich gleichzeitig versuchte, derartige Gedanken aus meinem Hirn zu verbannen und die Natur einfach als eine romantische Kulisse zu betrachten, wie es normale Menschen tun. Hier war ich noch nie gewesen, eine wunderschöne Strecke. Überall Bäume und Sträucher, entlang dieser Straße wohnte fast niemand. Nur ein weißes Haus tauchte auf, umgeben von einem breiten Wassergraben, der mit Entengrütze bedeckt war. Ich setzte mich ein wenig aufrechter und sah zwischen der Entengrütze Blätter von Wasserlilien schwimmen, vollkommen geformt und glänzend. Das musste ich mir genauer ansehen. Ich zog an den Griffen der Handbremsen und blieb auf dem Sattel hängend stehen, einen Fuß auf dem Boden.

Dann bemerkte ich die kleine Insel auf der linken Seite des Hauses. Auch sie war von einem Graben voller Entengrütze und Lilien umgeben. Eine kleine hölzerne Brücke

führte hinüber. Im Gras der Insel stand ein dunkelblaues Miniaturhaus mit einer halbrunden Öffnung als Tür, und zwischen einem falschen Igel, einem rot-weißen Plastikpilz und einer Ente aus Beton mit einem aufgemalten gelben Halsband, kauerten vier riesige zahme Kaninchen und futterten zufrieden aus einem flachen Trog, der offensichtlich soeben für sie dort hingestellt worden war. Zwei weiße Kaninchen waren dabei, mit großen Ohren, deren Muscheln rosafarben durch das dort dünnere Fell hindurchschimmerten. Das dritte war dunkelbraun, fast schwarz, und das Fell des letzten war ingwerfarben, wie Victor sich ausgedrückt hatte. Dieses hatte ein Doppelkinn, einen merkwürdigen Wulst zwischen Kopf und Brust.

Beim Anblick dieser Kaninchendomäne, dieses künstlichen Insel mit Wassergraben, kamen mir wieder unangenehme Gedanken. Wie könnte man den Ausdruck „Krieg führen“ definieren? Vielleicht einfach als „die Eroberung eines Gebiets, indem man die Bewohner tötet oder ihnen zumindest das Leben dort unmöglich macht, bis die Zahl der Opfer so hoch ist, dass die Gegenseite kapituliert“.

Ich fühlte einen Arm um meine Taille und stieß einen Schrei aus. Ich muss es genauer beschreiben. Ein übler Geruch, den ich zwar kannte, aber nicht sogleich einordnen konnte, drang mir in die Nase. Ich schnüffelte kurz und den Bruchteil einer Sekunde später spürte ich einen Arm um meine Taille. „Beobachtest du deine Artgenossen?“

Das war Alexandra. Reflexartig stieß ich meinen Ellbogen nach hinten und traf genau ihre rechte Brust. „Finger weg!“

„Aua, Drecksschlampe, du tust mir weh.“

Sie ließ ihr Fahrrad fallen, der Reifen schrammte an meiner Wade entlang. Ich schaffte es, nicht hinzufallen, und versuchte, sie nicht merken zu lassen, dass auch ich mir weh getan hatte. Mit einer Hand machte ich den halbherzigen Versuch, ihr beim Aufheben des Rades zu helfen, doch sie schubste mich mit einer aggressiven Geste beiseite. Es war der Stoff ihres Trainingsanzuges, der so roch. Vermutlich hatte sie das Ding nach langen Suchen in einem kleinen obskuren Laden in Rumänien extra für *Le Mont-Noir* gekauft. Eine Woge des Mitleids durchströmte mich, doch Alexandra

bemerkte es nicht. Sie war damit beschäftigt, ihr Fahrrad zu wenden, dann stieg sie auf und radelte wie wild den Hügel hinab. Bevor ich hinter ihr her nach Hause raste, sah ich, dass die beiden weißen Kaninchen angefangen hatten, sich zu putzen, dass das schwarze sich mit den Vorderzähnen die Brust kratzte und das ingwerfarbene athletisch die Hinterpfote nach vorne streckte und sich kraftvoll das Ohr rieb.

*

Am gleichen Abend, es dämmerte bereits, saß Daina auf meinem französischen und folglich recht wackligen Gepäckträger, während Victor hinten auf Alexandras Fahrrad saß. Er hatte eine offene Champagnerflasche in der Hand und beugte sich hin und wieder herüber, um mich daraus trinken zu lassen. Anschließend reichte ich die Flasche an die beiden anderen weiter, so dass wir ständig hin und her kurvten und schwankten. Victor musste sogar ein paar Mal rasch auf den Asphalt der Straße springen, weil er sonst zusammen mit Alexandra hingefallen wäre. Vor Lachen prustend erinnerte er mich an meine Entgegnung, als er mich vor einigen Tagen als Kaninchen bezeichnet hatte. „Schau dich lieber selbst an. Was glaubst du, was man über deine Zähne so alles sagen könnte, oder über viele andere deiner Körperteile. Aber das mach ich nicht, ich bin nicht so.“

Wir brüllten alle vor Lachen, es schallte nur so über die Straße. Meine Bemerkung war mindestens ebenso mörderisch gewesen wie seine. „Ich bin nicht so!“ schrie ich.

„Ich bin ich nicht so!“ kreischten Alexandra und Daina.

Victor versuchte mich zu überreden, doch zu sagen, welche Körperteile ich denn gemeint hatte, aber mir fiel nichts ein.

Wir fuhren an einem Soldatenfriedhof vorüber, die weißen Kreuze waren vor dem dunklen Hintergrund des Waldes sehr gut zu sehen. Daina drohte uns mit einem Zitat von Céline, doch wir befahlen ihr zu schweigen. „Überkommen dich wieder seltsame Anwandlungen? Weißt du nicht mehr, was wir in der Küche verabredet haben? Wir wollen selbsten denken!!!“

Unser Ziel war die Kanincheninsel. Als Alexandra und ich, keuchend von der schnellen Fahrt, zu Hause angekommen waren, ich ein wenig früher, weil ich besser im Training war, hatten wir uns nicht zurückhalten können und den beiden anderen davon berichtet, wie wütend wir aufeinander waren. Victor fand es einen phantastischen Witz, dass auf der Insel vier Kaninchen lebten, die man mit ein wenig Phantasie mit uns vergleichen konnte. Er hatte daraufhin zwei Flaschen Champagner aufgemacht und Alexandra und mich gezwungen, einander zuzuprosten. Anschließend sagte er, er wollte unsere „Artgenossen“ mit eigenen Augen sehen.

„Gib mir die Flasche noch mal!“ Ich streckte meinen Arm zur Seite und verlor das Gleichgewicht. Daina hielt sich an meinem Hosenbund fest.

„Ich hab sie in die Sträucher geworfen, sie war leer. Ich hab aber noch einen halben Liter *Eau de vie* in der Tasche, für nachher.

Das letzte Stück, den Hügel hinauf, gingen wir zu Fuß. Meine Beine fühlten sich seltsam schwer an. Dann musste Daina unser Fahrrad eben schieben, ich konnte fast nicht mehr. Sie versuchte es, kam aber kaum vorwärts. Victor übernahm das Rad. Er bewegte sich merkwürdig, genau wie Alexandra. Wir waren alle froh, als das weiße Haus auftauchte und wir uns nebeneinander in die Böschung fallen lassen konnten. Die Grasinsel war in der Sommerdunkelheit gerade noch zu sehen. Das Miniaturhaus war im Moment leer, alle Kaninchen waren draußen. Sie lagen auf dem Bauch und machten sonst nichts. Tiere tun häufig nichts. Victor und Daina gaben ihnen sogleich kichernd Namen. Wen das ingwerfarbene Kaninchen mit dem Doppelkinn darstellte, war klar. Das schwarze auch, und von den weißen war eines etwas kleiner als das andere, das musste also Daina sein. Das größte hieß natürlich Alexandra.

Victor hatte den Deckel von der *Eau de vie*-Flasche gedreht. Ich nahm einen möglichst großen Schluck, das Zeug brannte beinah ein Loch in meine Magenschleimhaut. „Vielleicht war es ja auch anmaßend von mir dekadentem Westler, etwas über Krieg und Landhunger sagen zu wollen.“ Alles, was ich dachte, kam schneller aus meinem Mund als sonst, dummerweise war ich gerade dabei, meine eigenen Gedanken deutlich hörbar zu entkräften.

„Deine These lautete: ‚Der Mensch ist geschaffen, um zu töten‘“, sagte Victor, der ein Elefantengedächtnis hatte, herrlich bequem für einen Schriftsteller. „Du sagtest, wenn der Mensch nicht auf Krieg eingestellt wäre, könnte er nicht einmal überleben. Eigentlich müsste ich dich jetzt herausfordern und verlangen, dass du eins dieser Tiere um die Ecke ...“

Alexandra unterbrach ihn mit einem schrillen Schrei. Daina fing leise zu kichern an, Victor und ich sahen nun auch, was los war, und brachen in hysterisches Gelächter aus. Das große weiße Kaninchen, Alexandra, hockte auf Mariët und machte kurze stoßende Bewegungen mit dem Unterleib.

Wer Daina einen Schubs gab, weiß ich nicht mehr. Doch nein, ich muss so genau wie möglich berichten, ich weiß es schon, es war nicht Alexandra, ich war es. Es war ein freundschaftlicher Stoß, ein Stoß, wie man ihn jemandem versetzt, wenn man zusammen Spaß hat, wie ihn sich Männer aus Kameradschaft geben. Doch Daina war kein Mann, sie war eine betrunkene Frau und bot so wenig Widerstand, dass sie mit ihrem Hintern die glatte, etwas feuchte Böschung hinabrutschte, hinein in den Wassergraben voller Entengrütze und Wasserlilien. Die Kaninchen flüchteten sich ins Haus, wir drei konnten uns vor Lachen nicht halten. Daina verschwand vollständig unter der Entengrütze, wirklich vollständig. Kurze Zeit später kam sie wieder an die Oberfläche. Ihr blondes Haar war mit grünen Schlamm punkten übersät, es war zum Totlachen. Erst hinterher fiel mir wieder ein, dass nur bei uns alle Kinder mit sechs schwimmen lernen, weil wir nun mal ein Land des Wassers sind.

Sie tauchte erneut unter. Victor war der erste, der wieder zu Sinnen kam und bemerkte, dass die Sache ernst war. „Ich kann nicht schwimmen“, rief er auf Französisch, während er sein Hemd auszog und versuchte, daraus eine Art Rettungsleine zu machen. „Los, tut was!“

Ich bin in den Graben gesprungen und habe Daina am Hinterkopf gepackt, genau so, wie ich es vor fünfunddreißig Jahren gelernt habe, als ich mein silbernes Schwimmbzeichen machte. Die Leute, die in dem weißen Haus wohnten, stürmten nach draußen, und gemeinsam gelang es uns, Daina ans Ufer zu ziehen. Aus ihrem

Mund gluckerte grüne Brühe. Alle stanken wir nach Schlamm und Scheiße. Wir haben uns später gründlich duschen und die Haare waschen können, ich selbst warf sogar meine Kleider in den Müll, doch meiner Meinung nach strömte der Brackwassergeruch noch aus Dainas Sarg.

Weil Victor, Alexandra und ich später exakt das gleiche aussagten, wurde gegen keinen von uns ermittelt. Es war ein Unfall.

Um Daina die letzte Ehre zu erweisen, las ich bei ihrem Begräbnis in Tallin die Passage vom Tod Zenos vor. Blutströme flossen langsam aus seinem Körper. Es war die plastischste Szene aus *L'oeuvre au noir*, als ich sie zum ersten Mal las, wurde ich schlaff wie ein Lappen.

„Die Nacht war hereingebrochen, ohne dass er zu erkennen vermochte, ob es in ihm oder im Zimmer geschah: alles war Nacht. Auch die Nacht regte sich: Die Finsternis zog sich zurück, um einer anderen Platz zu machen, Abgrund über Abgrund, dunkle Schichten über dunkle Schichten. Aber dieses Schwarz, verschieden von dem, welches man mit den Augen sieht, zitterte vor Farben (...).“